

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

26 (29.3.1873)

Unterhaltungs Blatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 26.

Oberndorf, Samstag den 29. März

1873.

Harte Köpfe.

(Fortsetzung.)

„Fang' den Ball, halte ihn fest, Georg!“ rief er dem Knaben ermutigend zu. „Dulde nicht, daß er stärker ist, als Du! Haha! Du läßt ihn schon wieder fallen. Halte ihn fest, Junge!“

In diesem Augenblicke ritten Braddon und Pauline an dem Garten vorüber. Georg warf den Ball hoch empor, derselbe rollte auf den Weg, dicht vor Paulinens Pferd, welches scheinbar zur Seite sprang und sich dann hoch aufbäumte. Die so geschickte und sichere Reiterin vermochte das Thier kaum zu bändigen und hielt sich nur mit Mühe im Sattel.

Braddon wollte ihr zu Hilfe eilen, sie lehnte dieselbe ab.

„Mit dem Pferde werde ich allein fertig,“ entgegnete sie, „strafe lieber den frechen Buben des Müllers, der das Thier mit dem Ball geworfen hat!“

Ohne zu überlegen sprengte Braddon auf das Kind, welches erschreckt in der Gartenthür stand, zu und schlug dasselbe mit der schweren Reitpeitsche über das Gesicht. Georg schrie laut auf.

Sander hatte das Geschehene kaum bemerkt. Er sah nur Braddon heransprengen und dessen Reitpeitsche durch die Luft fahren. Georgs Schrei durchzuckte ihn, und sich selbst kaum noch kennend, sprang er zur Gartenthür, erfaßte den Zaum von Braddon's Pferd, ehe dieser dasselbe zurückwenden konnte, und riß das Thier fast nieder.

„Laß mein Pferd los!“ rief Braddon und erhob auf's Neue die Peitsche.

Sander kam ihm zuvor, mit der Linken hielt er das Pferd, mit der Rechten riß er dem Gutsbesitzer die Peitsche aus der Hand und zerbrach sie wie eine leichte Gerte. Dann erfaßte er den Erschreckten an der Brust und schüttelte ihn wie einen Knaben.

„Wie einen frechen Buben sollte ich Sie züchtigen!“ rief er, „allein meine Hand ist mir zu gut und zu ehrlich dazu!“

„Los, los!“ rief Braddon in ohnmächtiger Wuth. „Dies sollt Ihr büßen!“

„Ha! es fragt sich, an wem die Peitsche zu büßen ist!“ entgegnete Sander. „Einen hilflosen, schwachen Knaben kann der selbste Dube schlagen!“

Er schüttelte ihn noch einmal tüchtig durch und ließ dann das Pferd los.

Pauline war zum Dorfe zurückgesprengt; mit einem unterdrückten Fluche, die bebenden Lippen fest aufeinandergepreßt, den Zaum mit der vor Aufregung zitternden Hand anziehend, stieß Braddon dem Pferde gewaltsam die Sporen in die Flanken und sagte ihr nach.

Des Knaben lauter Aufschrei hatte die Mühlnappen vor die Thür gelockt und ihr lautes Lachen folgte dem Dahinsprengenden.

Sander hatte Georg auf den Arm gehoben und preßte ihn fest an seine Brust. „Mein Junge, mein Junge!“ rief er und küßte ihn auf die Stirn.

Ueber die linke Wange des Knaben lief ein biß aufgeschwollener, mit Blut unterlaufener Streifen, die Spur des Schläges; das Gesicht des Kindes war bleich, es hatte einen fast starren Ausdruck, allein keine Thräne kam aus seinen Augen, kein Wort der Klage über seine Lippen. Krampfhaft fest klammerten sich die kleinen Arme um den Hals des Müllers.

„Der Mann soll mich nicht schlagen!“ rief er.

„Nein, nein, Georg!“ beruhigte Sander das aufgeregte Kind. „Er wird Dich auch nie wieder schlagen, er darf es nicht thun, ich werde Dich schützen!“ Er trug den Knaben in das Haus, wo Gertrud den Schmerz desselben durch kaltes Wasser linderte.

Der Müller schritt in seinem Zimmer in der heftigsten Aufregung auf und ab. Erst jetzt hatte er von Georg erfahren, weshalb ihn der Gutsbesitzer so roh behandelt hatte. Ein bitteres Lächeln zuckte über sein Gesicht. „Sein eigenes Blut hat er mißhandelt!“ sprach er halblaut zu sich selbst. „Fast hätte ich im Zorne mich hinreißen lassen, ihm dies entgegenzurufen, es ist gut, daß ich das nicht gethan habe, denn er hat mit dem Kinde nichts gemein, er soll es nie erfahren, wie nahe ihm der Junge steht. Mir gehört derselbe, denn ich habe mich seiner angenommen, als er als hilfloses Wesen in diesem Hause zur Welt gekommen war; auffer mir hat Niemand einen Anspruch an ihn, Niemand!“

Sein Groll gegen Braddon war noch gesteigert, er sann indeß vergebens nach, auf welche Weise er an demselben Vergeltung üben könne.

Ähnliche Gedanken erfüllten um dieselbe Zeit auch die Brust des Gutsbesizers. In höchster Aufregung war er mit Pauline auf dem Gutshofe angelangt, schweigend hatte er dem Reitknechte den Zaum des Pferdes zugeworfen und war dann hastig in das Haus auf sein Zimmer geeilt. Pauline war ihm dorthin gefolgt.

Auch er schritt in dem Zimmer hastig auf und ab, während Pauline in einem Schaukelstuhle sich langsam schaukelte und mit den Augen jeder seiner Bewegungen folgte. Der Gedanke, daß die Hand des Müllers ihn wie einen Knaben erfaßt und geschüttelt hatte, war ihm unerträglich, sein Stolz lehnte sich dagegen auf und dennoch konnte er das Geschehene nicht ändern. Wäre Sander ihm ebenbürtig gewesen, so hätte er durch Blut die Beleidigung abwaschen können; von dem Müller konnte er keine Genugthuung verlangen.

Er empfand keine Reue, daß er das unschuldige Kind in so roher Weise mißhandelt hatte, sondern er dachte nur daran, wie seine Bekannten urtheilen würden, wenn sie den Vorfall, der nicht geheim bleiben konnte, erfahren. Noch konnten sie von dem Geschehenen nichts wissen und doch war ihm bereits der fragende, neugierige Blick des Reitknechtes aufgefallen. Daß er durch die Blässe seines Gesichtes, daß er durch seine ganze Aufregung dazu Veranlassung gegeben hatte, daran dachte er nicht.

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob er dadurch die ihn peinigenden Gedanken verschrecken könne.

„Was willst Du beginnen?“ Willst Du diese Schmach ruhig ertragen?“ fragte Pauline, indem sie scheinbar gleichgültig den kleinen Fuß mit der Reitgerte, die sie noch immer in der Hand hielt, klopfte.

Braddon antwortete nicht. Dieselben Fragen quälten ihn bereits.

„Soll der Mann, der Müller, sich rühmen dürfen, daß er Dich wie einen Knaben geschüttelt hat?“ fuhr Pauline fort.

„Treib' mich nicht zum Wahnsinn!“ rief Braddon in heftigster Aufregung. „Begreiffst Du nicht, daß das Gefühl meiner Ohnmacht diesem Menschen gegenüber mich peinigt! Soll ich ihn vielleicht verklagen, damit er zu wenigen Thalern Geldbuße verurtheilt wird! Selbst tausend Thalern würden ihn nicht schmerzen, denn er ist reich, er würde das Geld mit ruhigem Lächeln bezahlen und ich würde die Genugthuung haben, daß das Geschehene in noch weiteren Kreisen bekannt würde. Geib mir einen Weg an, wie ich ihn strafen kann, ohne daß ich mir selbst eine Blöße gebe.“

Pauline zuckte mit den Achseln.

„Du kennst diese Menschen besser als ich,“ entgegnete sie.

„Ja, ich kenne sie!“ rief Braddon, „ich weiß, daß sie jede Gelegenheit erfassen, mich zu kränken, ich weiß, daß heute noch das

ganze Dorf jubeln wird, weil sich der Müller an mir vergreifen hat, daß die Kinder es mir zurufen werden, wenn ich wieder durch das Dorf reite."

"So nimm künftig Deinen Reitknecht mit, damit er die Duden achtigt!" entgegnete Pauline, indem sie sich erhob. "In der Residenz würde Niemand gewagt haben, Dir in solcher Weise entgegenzutreten; dort bin ich Dir freilich zu gering, dort schämst Du Dich meiner, deshalb leben wir hier zurückgezogen und nur auf den Kreis Deiner nächsten Bekannten beschränkt."

"Ist dieser Kreis nicht interessant genug?" warf Braddon ein, der zum ersten Male diesen Vorwurf aus dem Munde der Geliebten vernahm. "Kannst Du Dir in der Residenz einen tollerern Abend als den vergangenen denken? Du thust mir indeß Unrecht, nur deshalb habe ich diesen Aufenthalt gewählt, um Dich doppelt zu genießen, und Dich ganz zu besitzen. Ich bin nicht eifersüchtig, trotzdem kann ich den Gedanken, Dich je zu verlieren, nicht ertragen!"

"Du bist thöricht!" rief Pauline. "Denke ich denn daran, Dich zu verlassen, oder besürchtest Du wirklich, daß ich je einen andern Mann mehr bevorzugen würde, so lange Du mir treu bleibst! Wenn ich Dich weniger liebte, würde es mir gleichgültig seyn, ob der Müller Dich beleidigt hat und ob der Mann ohne Strafe ausgeht!"

Braddon's Brauen zogen sich zusammen, sein Auge leuchtete auf.

"Ich werde ihn strafen!" rief er, "empfindlicher als Du vielleicht ahnst. Ich weiß, wie stolz dieser Mann auf seinen Reichtum ist; an diesem Stolze werde ich rütteln, ihm einen Stoß versetzen; das wird ihn am tiefsten treffen, das kann er auch nicht abwenden und noch weitger erwidern!"

"Was hast Du vor?" fragte Pauline.

"Du sollst es erfahren, wenn es geschehen ist. Es ist keine Gewaltthat, nichts, weshalb er gegen mich Beschwerde führen könnte und doch wird es ihn treffen. Auch Dir wird dieser Weg gefallen!"

Er schellte dem Diener und ließ den Reitknecht rufen. Nur wenige Minuten lang sprach er mit dem Reitknechte in dem Vorzimmer, dann verließ derselbe das Haus und kurze Zeit darauf statilich herausgeputzt, den Gutshof. Es war ein wilder und wegenger Bursche. Braddon hatte ihn mit aus der Residenz gebracht. Mehr als einmal hatte er ihn bereits fortjagen wollen, weil derselbe seinen leidenschaftlichen Charakter nicht zu beherrschen verstand, jetzt war ihm derselbe erwünscht, weil er zu seinem Vorhaben paßte.

Mit lachendem Gesicht, die Reittpeitsche in der Luft schwenkend, schritt derselbe durch das Dorf hin.

"Wohin willst Du Heinrich?" rief ihm ein befreundeter Bauerbursch, der ihm begegnete, zu.

"Zur Brautwerbung," entgegnete Heinrich lachend. "Ich will den Wassermüller fragen, ob er mir seine Tochter zur Frau geben will. Es ist ein schmuckes Mädchen, welches mir ganz gut gefällt."

"Das glaube ich," erwiderte der Andere, der des Burschen Worte für Scherz hielt. Wenn des Müllers Tochter die Hand reicht, der kann sich glücklich schätzen. Schon mehr als Einer hat sich vergebens darum beworben, aber der Rechte ist immer noch nicht gekommen."

"Nun, ich will versuchen, ob ich der Rechte bin," bemerkte Heinrich. "Ohne Umschweife werde ich dem Müller meine Absicht sagen und dann hören, was er sagt."

"Der Scherz dürfte Dir schlecht bekommen!"

"Ich scherze nicht."

"Du scherzest nicht?" wiederholte der Bauerbursch erstaunt. "Nun, dann mach' Dich auf eine Antwort gefaßt, wie Du sicherlich keine zweite zu hören wünschen wirst!"

"Hoho!" rief Heinrich, sich stolz emporrichtend. "Der Müller hat das Recht, meine Werbung zurückzuweisen, allein er soll es höflich thun, sonst werde ich ihm nichts schuldig bleiben!"

"Du gehst auf Streit mit dem Müller aus," entgegnete der Bursch, Heinrichs Absicht durchschauend. "Gieb dies auf, denn Du dürfst ihm nicht gewachsen seyn, wenn er zornig wird!"

"Ich suche keinen Streit, ich werde ihn nur fragen, ob er mir seine Tochter zur Frau geben will. Haha! seinen Zorn fürchte ich nicht, weil ich überhaupt keinen Menschen fürchte!"

Noch einmal veruchte der Bursche, Heinrich von seinem Vorhaben abzubringen, pfeifend schritt dieser weiter. Daß der Müller seine Werbung nicht freundlich aufnehmen werde, sah er voraus, er wünschte sogar, daß er heftig gegen ihn werden möge, um ihm in seinem eigenen Hause die Antwort, welche er bereits im Sinne hatte, geben zu können. Er trozte auf seine Kraft, denn noch hatte ihn Niemand bezwungen.

Mit leichtem Sinn näherte er sich der Mühle. Als er in dieselbe eingetreten war und nach Sander fragte, wies ihn der Mühlenknappe zu dem mehrere Stufen emporführenden Zimmer seines Herrn. Dreist trat er ein.

Sander saß am Tische und blickte erstaunt auf.

"Ihr kennt mich hoffentlich?" fragte Heinrich, nachdem er flüchtig gegrüßt hatte.

"Gewiß. Ich weiß, daß Du Reitknecht auf dem Gute bist," entgegnete Sander.

"Ganz recht! Ich stehe im Dienste des Herrn von Braddon, ich begleite ihn, wenn er spazieren reitet. Ich werde auch diese Stelle behalten, trotzdem werde ich mich verändern, ich wünsche nämlich mich zu verheirathen und mein Herr ist hiermit einverstanden."

"Was geht dich dies an?" unterbrach ihn Sander. "Sage mir kurz, was Dich hierher führt!"

Ueber das Gesicht des Reitknechtes glitt ein höhnenndes Lächeln.

"Es geht Euch dennoch an," entgegnete er, "denn ich bin gekommen, um mich um die Hand Eurer Tochter zu bewerben. Das Mädchen gefällt mir und ich denke, ich werde Euch als Schwiegerjohn recht seyn. Mein Herr ist damit einverstanden und es bedarf nur Eurer Zustimmung?"

Sander hatte sich langsam erhoben. "So," sprach er, "es bedarf also nur meiner Zustimmung? Und Dein Herr weiß um Deine Werbung?"

"Er ist damit zufrieden."

"Wie viel hat er Dir für diesen Weg gegeben?"

"Ich verstehe Euch nicht, gebt mir statt der Frage lieber eine Antwort auf meine Werbung," entgegnete Heinrich mit dreistem Lächeln.

"Ja, die Antwort sollst Du haben!" rief Sander, dessen mühsam zurückgehaltener Zorn mit voller Gewalt hervorbrach. "Du magst sie Deinem Herrn überbringen und ihm sagen, dieselbe Antwort würde ich ihm gegeben haben, wenn er an Deiner Stelle stände, es ist die Antwort, die man einem frechen Duden giebt — hier ist sie!"

Ehe Heinrich dies erwartet hatte, erfaßte er ihn mit kräftiger, eiserner Hand im Nacken, riß die Thür auf und warf ihn die Stufen hinab.

Rückwärts taumelte der Ueberraschte die Treppe hinab und schlug mit dem Kopfe gegen einen an der Wand lehrenden Mühlenstein. Der Müller warf die Thür zu, ohne sich weiter um den frechen Burschen zu bekümmern. Sein Blut kochte über die ihm angethane Schmach, über die feige Rache des Gutbesizers.

Bewußtlos war Heinrich liegen geblieben; das Blut rann aus dem verletzten Kopfe. Die Mühlenknappen, welche anfangs laut gelacht hatten, traten bestürzt zu ihm und versuchten vergebens ihn emporzurichten. Regungslos blieb er liegen. Sie riefen Sander. Die Wangen desselben entfärbten sich, als er den bewußtlos Daliegenden und stark Blutenden erblickte; noch war er indeß nicht im Stande, seinen Zorn zu bemeistern. Er hatte nur sein Hausrecht gegen den geübt, der in so dreister Weise zu ihm gekommen war, um ihn zu beleidigen und herauszufordern.

"Tragt ihn zu seinem Herrn, der ihn hierher geschickt hat!" rief er den Knappen zu und trat wieder in das Zimmer.

Die Knappen verbanden den Kopf des noch immer Bewußtlosen mit einem Tuche, legten ihn dann auf eine Bahre und trugen ihn zum Gute.

Das halbe Dorf strömte zusammen, als der wie todt Daliegende durch dasselbe hingetragen wurde.

Die Mühlenknappen, an welche zwanzig Fragen zugleich gerichtet wurden, konnten keine Auskunft geben, sie beeilten sich, den Verletzten, für dessen Leben sie immer mehr bangten, zum Gute zu bringen.

Braddon stand am Fenster und blickte in den Hof hinab, weil

er jeden Augenblick die Rückkehr des Reittnechts erwartete, um von ihm zu erfahren, in welcher Weise der Müller die Werbung aufgenommen habe.

Als er die Krappen mit der Bahre auf den Hof treten sah, suchte er unwillkürlich erschreckt zusammen, denn er errieth, was vorgefallen war und einen Augenblick lang drängte sich ihm ein Vorwurf auf.

Er eilte hinab auf den Hof, er sah den Bewußtlosen, er wußte noch nicht, ob noch Leben in ihm war; trotzdem überwog der Gedanke, daß der Müller sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht habe und der Strafe nicht entgehen könne, jede andere Ueberlegung. Er ließ den Verletzten in das Haus tragen und überwies ihn der Pflege des Dieners.

Wenige Minuten später sprengte der Kutscher zur Stadt, um einen Wundarzt herbeizuholen und zugleich dem Gerichte die Anzeige des Geschehenen zu machen.

4. Zwei Herzen.

Der Zustand des Reittnechts war durch den herbeigerufenen Wundarzt als ein bedenklicher erklärt. Sander erfuhr dies noch an demselben Tage, legte indeß seiner Verantwortlichkeit für diese That wenig Bedeutung bei. Er berief sich darauf, daß er durch den Burschen in der frechsten Weise beleidigt und herausgefordert sei, daß er nur sein Hausrecht ausgeübt habe und daß es nicht seine Absicht gewesen sei, den Reittnecht zu verletzen.

War es seine Schuld, daß derselbe die Stufen hinabgepoltert war und sich den Kopf zer schlagen hatte? Eine weit größere Verantwortlichkeit mußte Bradbon treffen, der den Burschen zu dem Schritte verleitet hatte.

Er bereute nicht einmal, daß er sich in so heftiger Weise zum Borne hatte hinreißeln lassen, denn die folgenden Tage trugen nicht dazu bei, ihn zu beruhigen. Im ganzen Dorfe war es bekannt geworden, daß der Reittnecht um seine Tochter geworden hatte, und mehr als Einer, der durch seinen stolzen Stolz verletzt war, oder ihm seinen Reichtum mißgönnete, freute sich über die ihm ange- thane Schmach.

Dies kränkte ihn um so tiefer, je stolzer er auf seinem und seines Kindes unbesleckten Namen gewesen war. Er sann nach, wie er diesem Schläge Trost bieten und dem Gerede ein Ende machen könne.

Der Ackerbauer Rosen hatte vor einiger Zeit darauf hingedeutet, daß er eine Verbindung seines Sohnes mit Gertrud wünsche, allein Sander war nicht darauf eingegangen, weil er eine Betrachtung seiner Tochter überhaupt noch nicht wünschte. Jetzt dachte er an Rosen's Worte.

Er hatte mit dem Ackerbauer zwar nie in einem besonders freundschaftlichen Verhältnisse gestanden, trotzdem war es ihm recht, wenn Gertrud dem Sohne desselben ihre Hand reichete. Rosen war der größte Bauer im Dorfe, er war reich und sein Sohn galt für einen der stattlichsten Burschen. Daß er noch denselben Wunsch

hege, durfte er als zuverlässig annehmen, und ohne daß er Gertrud ein Wort von seinem Vorhaben sagte, begab er sich ins Dorf, um mit dem Ackerbauer zu sprechen. War er mit diesem erst einig, so hoffte er jede weitere Schwierigkeit überwinden zu haben. Er liebte Gertrud zwar zu innig, um sie gegen ihren Willen zu einer Heirath zu zwingen, allein er dachte gar nicht daran, daß Gertrud sich weigern könne, dem Sohne des Ackerbauers ihre Hand zu reichen.

Als er den Hof des Ackerbauers erreicht hatte und nach Rosen fragte, erwiderte ihm der jüngste Sohn desselben, daß sein Vater in dem kleinen Garten hinter dem Hause sei, daß er ihn indeß rufen wolle.

„Laß, laß,“ sprach Sander. „Ich werde ihn dort auffuchen, den Weg kenne ich ja.“ Ruhig trat er in das Haus und schritt über den Flur hin.

Rosen saß in dem kleinen, sorgfältig gepflegten Garten in einer Laube. Es war sein Lieblingsplatz, wohin er sich zurückzog, wenn er allein sehn oder sich erholen wollte. Als Sander mit festem Schritte in den Garten trat, schloß er die Augen halb, als traue er ihnen nicht. Es war lange Zeit her, daß der Müller nicht bei ihm gewesen war; trotzdem errieth er auf den ersten Blick, daß diesen eine besondere Absicht zu ihm führe. Ruhig blieb er sitzen und ließ Sander heran kommen. Beide kannten sich von Jugend auf, sie waren früher sogar befreundet gewesen, diese Zeiten waren indeß längst verschwunden.

„Guten Tag, Rosen,“ sprach Sander, indem er dem Ackerbauer die Hand entgegenstreckte. „Du hast Dir nicht den schlechtesten Platz ausgesucht, um in Ruhe eine Stunde zuzubringen,“ fügte er hinzu, während sein Blick über die schattige Laube und den sauber gehaltenen Garten hinglitt.

„Es ist dafür auch der einzige Ort, den ich habe,“ entgegnete Rosen. „Du hast es bequemer, denn auf der Mühle ist es immer still und wenn Du zum Fenster hinausschaust, bist Du auch allein.“

Er rückte auf der Bank zur Seite, den Müller dadurch einladend, neben ihm Platz zu nehmen.

Sander ließ sich auf die Bank nieder. Eine Zeit lang sprachen die beiden Männer über Verschiedenes und noch immer fand Sander keine passende Gelegenheit, das, was ihn hierher geführt hatte, anzubringen, und Rosen hatte vergebens des Müllers Absicht zu errathen gesucht. (Fortsetz. folgt.)

Soldatener.

„Ach, ich finde still ergeben:
Hat man schuldlos mich betrübt,
Ward ich öfter nicht im Leben
Unverdient so heiß geliebt?“

Lulise Braumann.

„Wenn Jemand beküßten bleibt, nicht beim Bocke, sondern beim Tadel, dann ist er's.“

Jean Paul.

„Des Menschen wahre Hoheit ist Demuth.“

Dichtertod.

Und muß ich sterben, o, dann sei's
Am goldnen Sommertage,
Wenn hell von Lerchen Gottes Preis
Erklingt ob Flur und Hage,
Wenn aus dem Grün der Aebchen schaut
Und in den Schattenräumen
Des Hains Natur wie eine Braut
Nur Liebe scheint zu träumen.
O laß mich sterben, während hoch
Die Sonn' auf Himmelsbahnen
Dahinjieht und verklärend noch

Schwingt lichte Strahlenfahnen!
O, laß mich sterben, jung und froh,
Bevor von meinem Haupte
Die Zeit, die unerbittlich flog,
Die dunkeln Locken raubte.
Laß sterben mich, bevor ich, fremd,
Durch fremde Welt muß schwanken,
Eh' Gram und Alter mir gehemmt,
Gefähmt mir die Gedanken.
Laß mich vergehn, zer springen so
Wie straffe Bogensehnen —

Laß mich nicht enden, krank, auf Stroh,
Vergessen, ohne Thränen!
Du Geist, des Wink schon Weltan-
schafft,

Deß Rächeln schon ist Leben,
Magst Du im Morgen mich der Kraft
In deinen Himmel heben —
Daß meine Seele, staubbefreit,
Berglümme nicht im Dunkeln,
Daß in der Nacht der Ewigkeit
Ein Stern sie möge funkeln!

Pflanzenwanderungen.

Beobachten wir die spontane Pflanzendecke, die sich allenthalben über das Land breitet, so wird sie uns ihrem allgemeinen Charakter nach im Laufe der Jahre so ziemlich unverändert erscheinen. Untersuchen wir aber einzelne Strecken einer nähern Betrachtung, dann sehen wir nicht selten, bestimmte Gewächse mit oft überraschender Schnelle von ihren Stätten schwinden, dagegen andere, letzteren bisher fremde, ebenso schnell austreten und sich ausbreiten.

Es ist eben der selbstthätige Kampf der Racen um das Daseyn, in welchem auch die Pflanzen sich gegenseitig den nährenden

Boden und Licht und Luft streitig machen und einander zu verdrängen trachten.

Die Dichtung eines Waldes bietet uns stets das Bild eines lebhaften Pflanzenkampfes. Kaum ist die sonnige Höhe geschaffen, so wird sie auch schon von mancherlei annuellen Gewächsen, welche vordem die Stätte mieden, bevölkert. Der Botaniker kennt gar viele solcher Pflanzenformen, die er ausschließlich in frischen Waldschlägen sucht und findet. Woher sie kamen, wer weiß es? Vielleicht lag der Same jahrelang in der schützenden Erde und hat nun den ihm günstigen Zeitpunkt wahrgenommen, seinen Keim zu we-

ten, oder er wurde durch die Strömungen der Luft oder durch Vogel und anderes Gethier aus der Ferne herbeigetragen.

Aber sind sie einmal da, die neuen Genossen, so mehren sie sich zusehends und bieten immer charakteristische, oft überraschende Vegetationsercheinungen. So wurde vor mehreren Jahren im Pönikthale eine bergige Wall parzelle ausgehauen, und plötzlich erschienen an dieser Stelle Myriaden von dem so treuherzig blickenden „Vergifmeinnicht“ (*Myosotis*), die halb den ganzen Abhang wie mit einem blauen Teppich deckten. Ein ähnlicher Fall wurde vor nicht langer Zeit in Nassau beobachtet, wo im Gemeindewalde des Dorfes ein bei 30 Jahre alter Buchenwald gefällt worden ist. Im nächsten Frühlinge tauchten auf einer wohl 27 Quadratruthen umfassenden Fläche dieses neuen Schlagens zahllose kleine Kartoffelpflanzen auf, theils rasendicht gedrängt stehen, theils in größere oder kleinere Gruppen vertheilt. Aus Setzlingen sind diese Pflänzchen nicht entstanden, denn nirgends wurde ein alter Knollen gefunden, auch zeigte der Boden keine Spur einer etwaigen Ausföckerung durch die Hacke; im Gegentheil erschien derselbe allenthalben von einem dichten Wurzelgeflechte durchsilt. Die sonderbare Saat konnte daher nur aus Samen hervorgegangen seyn, aber wie derselbe in solchen Massen und wann er in den Boden kam, blieb ein Räthsel.

Will man annehmen, daß der Same mancher Gewächse, jahrzehntelang in der Erde liegend, seine Keimkraft bewahren könne, dann würde jene Pflanzeninvasion erklärbar seyn, welche sich vor Jahren bei Friedland in Schlesien bemerkbar machte. In der Nähe dieser Stadt lag einst das Dorf Wendorf. Seit dem dreißigjährigen Kriege ist es völlig verschwunden, und zu Anfang dieses Jahrhunderts bedeckte ein Eichenwald seine Marken. Im Jahre 1805 wurden in der Mitte desselben die Bäume gefällt und die entstandene Lücke wurde mit Buchweizen besät. Doch nur eine geringe Menge gelangte zu Tage, dagegen erschien die ganze Fläche mit Ackerseuf (*Synapis arvensis*) dicht überwuchert; einem wohl häufigen Unkraute der Felber, das aber die Wälder flieht. Da der gesäete Buchweizensame vollkommen rein gewesen, so konnte der Ackerseuf nur von den einstigen wendorfer Kulturen herkommen, und wenn wirklich, so mußte sein Same bei 150 Jahre im Boden geruht haben.

Welche Fatiguen des Lebens übrigens manche Samen überdauern müssen, bis sie ihren Keim seiner Bestimmung entgegenzuführen die Gelegenheit finden, dies konnte man in Wien im Jahre 1859 wahrnehmen. Ein Jahr früher wurde der Donaukanal ausgebaut und der aufschwammte Schotter an seinem linken Ufer im Prater abgelagert. Im folgenden Frühlinge sproßten auf dem steinigten Beete zahlreiche Pflänzchen der Karmesbeere, die bald zur Blüthe gelangten und sogar Früchte trugen. — Diese Pflanze (*Phytolacca doxandra*) stammt aus Virginien und wird in den Weinbistrikten Niederösterreichs ihrer Beeren wegen, welche von einem intensiv rothen Saft erfüllt sind, häufig gezogen, als Mittel zur Färbung des Weines. Unzweifelhaft wurden die Samen auf dem Wasser herabgetrieben und im Schotter des Flusses begraben, bis sie, nach langen Zeiten des Schlummers durch die Baggermaschine wieder zu Tage gefördert, ihren Lebenscyclus vollenden konnten.

Die annuellen Pflanzen, welche in eine feuchte Waldböschung einzuwachsen und das Terrain so hurtig okkupieren, können für die Dauer ihre lichten Stätten nicht behaupten und müssen nach und nach anderen, gegen die Unbilden des Geschickes mehr gefeiteten Gesellen weichen. Haben sie sich die Blößen eines Buchenwaldes zum Tummelplatze ihres Daseyns erkoren, so sind es die Birken, welche als nachdrückende Eindringlinge ihnen das Leben verleiden und auch nur zu bald die neue Heimath streitig machen. Als junge, zarte Pflänzchen, erst einzeln, dann truppenweise, dabei mehr und mehr erstarkend und den blumigen Plan immer dichter überziehend, bis sie, nach wenigen Jahren zu einem laubigen Gehölze herangewachsen, ihn fast ausschließlich beherrschen, denn bis dahin sind auch die meisten der früheren Bewohner den erbarmungslosen Nachdrümlingen ein Opfer geworden.

Doch auch den Birken wird im Laufe der Zeit ihre Existenz verkümmert durch weitere noch gestähltere Bursche, die nun ebenso unabweisbar den Kampfplatz betreten. Langsam aber stetig erbeben sich unter dem Schütten der Birken unzählige Buchen, Astküm-

linge des einstigen Bestandes. Sie entziehen den Birken erst des Bodens Nahrung, überholen sie dann im Wachstume und verdrängen sie schließlich, die Erlegenden unter ihrem laubigen Geäste erstickend. Bloß einzelne Birkenstämme, die sich vordem auf Kosten ihrer Artgenossen zu kräftigen wußten und sich in gleicher Höhe mit den heranwachsenden Buchen erbalten konnten, überleben den Vernichtungskampf, als vereinsamte Zeugen jener Stätte, auf der früher nur sie und die Ihrigen gebaut haben. Einen ähnlichen ununterbrochenen Kampf um das Daseyn führen in manchen Wäldern die Laubbäume mit den Nadelhölzern, und abwechselnd, wenn auch in langen Perioden, erliegen die einen den anderen.

Allein nicht nur die Wälder werden von Pflanzeninvasionen heimgesucht, sondern allüberall, wo nur immer eine nährrende Scholle die Oberfläche deckt, finden sich auch Colonien aus dem Pflanzenreiche ein und mit ihnen die unausbleiblichen Kämpfe zwischen den Racen und zwischen den Gliedern mit all' den Konsequenzen der Bergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren.

Selbst der unwirthliche Fels bleibt nicht verschont. Mannigfaltige Flechten siedeln sich auf seinen Lehnen an und überziehen sie erst als unscheinbarer Anflug, dann als formenreiche Kruste und zerbröckeln und durchwühlen als Pioniere vegetativen Lebens seine Oberfläche und machen sie so gasltlicher zur Aufnahme höher stehender pflanzlicher Organismen.

Nege Pflanzenwanderungen entfalten sich auch dort, wo unter der Vermittlung menschlicher Thätigkeit Bewegungen des Grundes stattfinden, wo die Erde aufgelockert, wo das Terrain nivellirt wird, wo Gräben gezogen oder Dämme aufgeführt werden, wo der Pflug seine Furchen zieht oder die Hacke den jungfräulichen Boden erschließt; dort überall entwickelt sich ein munteres grünendes Leben, und je nach der Beschaffenheit der Unterlage, die dabei bloß gelegt wird, eilen die entsprechenden Pflanzenarten herbei und bevölkern das ihnen preisgegebene Areal.

Maritätenkästlein.

†† Mann: „Aber heute ist der Kaffee wieder schwach!“ — Frau: „So! — Niese, gib mir einmal die Kaffeemühle! — O Herrjeses! — Da ist ja noch eine ganze Bohne drinne, da glaub' ich's freilich!“

†† Katechet: „Sage mir, Minna, wie heißt das neunte Gebot?“ — Minna (zögernd): „S — Sie sollen nicht begehren Ihrers —“ Katechet: „Aber, mein Kind, es heißt ja: „Du sollst nicht begehren —“ Minna: „Ja, aber Ew. Hochwürden, zu Ihnen darf ich doch nicht Du sagen!“

Logogryph.

6. 1. 9. 8. Es ist ein männlich Thier, mit zwei gekrümmten Waffen, Nacht sich mit Wählerei und Aufrubr viel zu schaffen.
3. 2. 5. Ein Kalkgebirg ist es, bedeutend kaum an Höhen, Auch ist's in Tempeln stets am Geislichen zu sehen.
8.6.1.9.10. Der Berge viele gibt es, die sie reichlich schmücken, Und unser Aug' und Herz durch Doppelpracht entzücken.
9.8.5.6.10. Mußt' ein Testator sich der Ewigkeit vermählen, Dann werden sie als will'ge Nehmer wohl nicht fehlen.
8. 9. 7. 6. Hat nicht Dein Herz durch sie tief inniglich gelitten, Dann wirst unwürdig du Verzeihung dir erbitten.
8.9.5.2.3.4.1.6. Im Sommer ist's bestimmt vor Sonnengluth zu schützen.

- Im Herbst soll es uns durch süße Trauben nützen.
1.3.4.6.8. Es ist ein Mann, der nicht vertheidigt und nicht lehret, Der aber durch Kultur uns gern versorgt und nähret.
1.2.3.4.5.6.7.8.9.10. Hier war's, wo es den Feinden endlich doch gelungen,

Den Dichter zu verrathen, der so früh gesungen,
Es erntete, zur Sühne seiner Fürstengruft,
Der edle Dunder, jahrelange Kerkerluft.

J. A. U.

Synonyme.

Wer nennt schnell mit Einem Worte — wer —

Ein paar Menschen und ein Schießgewehr? B.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:

1) Pfeile — Feilen — Gile. 2) Siebenschläfer.

Redigirt, gedruckt und verlegt von W. H. v. d. B.